

im christlichen Sinne. Was bedeuteten ihm, der aus vermögendem Hause kam, Geld und Kleidung! Pfingsten waren wir noch mit ihm zusammen. Wie er da vor uns stand, abgehärmt und elend, ein richtiger Flüchtlingsbischof, in dem alles verzehrt war von dem innerlichen Feuer! Was waren wir reich, daß wir solch einen Bischof hatten, solch einen armen Bischof! Jeder andere, der einen kleineren Wirkungskreis hat, fährt heute ein Auto. Unser Bischof hatte keinen Wagen. Er mußte seine weiten Reisen in anstrengenden Bahnfahrten erledigen und dabei seine Gesundheit einsetzen. Er war eben kein Großer im Reich dieser Welt, er war kein Diplomat, er stand ganz allein da, ohne Verbindungstüren. Aber ein Herz hat er gehabt, das sich selbst vergaß. Das ist unsere Freude, unser Stolz, das ist unser Vermächtnis! Ob wir da nicht alle etwas froher heute nach Hause pilgern, wenn sein Bild so vor uns steht! Wenn wir Gott haben, haben wir alles, wenn wir ihn nicht haben, sind wir arme Schlucker. Wenn das armselige (was für ein schönes Wort!) Kreuzbild in unsern Stuben Licht und Kraft ausstrahlt, dann sind wir die Leute, die am besten wohnen, und die neben uns mit ihren feinen Möbeln sind Bettlerleute, wenn sie kein Kreuzifix im Hause haben. Wenn wir von unserm Brot einem armen Kinde eine Schnitte abschneiden, wenn wir ein paar Kartoffeln abgeben, dann sind wir die Reichen. Und wer aus vollen Speiseschränken holen kann und seine Nebenmenschen vergift, der ist arm, daß Gott erbarm. Daß wir heute diese Predigt unseres Bischofs begreifen, sein Testament, das für uns alle zum Vermächtnis ungeheuren Reichtums werden kann, willig annehmen, darauf kommt es an. Wenn wir ein wenig erben von seinem Glauben und seiner Liebe, dann hat sich die Wallfahrt gelohnt. Sein Leben ist uns Predigt und Vermächtnis. Er hat sich immer so gefreut, wenn die anderen Herren Bischöfe die Glaubenstreue der Ermländer lobten. Auch wir ermländischen Priester freuten uns, als nach Bekanntwerden des Todes der Herr Bischof von Osnabrück, in dessen Sprengel die meisten Ermländer wohnen, uns ein Pontificalrequiem hielt und mit Anerkennung für die Ermländer nicht zurückhielt. Wir nehmen solches Urteil dankbar an — ohne irgendwelche pharisäischen Gedanken, in diesen Dingen kann Gott allein recht urteilen — wir neh-

men es dankbar an, wie es gemeint war: als einen Beweis, daß die unermüdliche Arbeit unseres Bischofs nicht erfolglos war. Aber es soll dieses Lob für uns alle ein Ansporn sein, daß die Arbeit Bischof Maximilians von uns allen übernommen werden soll als heilige Verpflichtung von Priestern und Laien. Ihr seid genau so die Kirche wie wir. Ihr alle habt Prediger des Glaubens zu sein in dem Land, das Euch aufgenommen hat, wie unser Bischof eine Predigt gewesen ist für unser ganzes Volk. Von des Bischofs Sorge und Liebe hat heute jeder von uns ein Stück auf die eigene Schulter zu laden. Keiner geht nach Hause ohne größere Verantwortung. Damit keine Lücke entsteht! Das ist der Sinn des heutigen Gedenkgottesdienstes, daß wir Menschen werden, die aus dem Glauben und der Liebe leben. Daß wir dann Sanitäter werden an dieser gnadenlosen Welt. Bischof Maximilian ruft Euch alle dazu. Zündet die Fackeln Eurer Herzen an mit dem Feuer, das ihn verzehrt hat! Und wenn wir auch alles verloren haben, den Glauben halten wir fest. Und der Glaube ohne die Liebe ist tot.

Wir werden es unserm Bischof nie vergessen, daß er, als die Gestapo ihn zwang, aus Frauenburg wegzugehen, sobald es ihm möglich war, umkehrte und zu Fuß nach Hause pilgerte, den Weg ins Ermland hinein, den Tausende gescheut hätten, weil er ebenso gut in die ewige Heimat führen konnte. Wir wären Lumpen, wenn wir das vergessen wollten. Aber darum ist er den Weg zur Heimat gepilgert, weil er wußte, wie schwer uns allen heute der Weg zur ewigen Heimat wird, wie oft der Kleinmut und die Verzagtheit uns zur Strecke bringen wollen. Er hat das damals gesehen und sich an die Spitze aller Flüchtlinge und Heimatlosen gestellt, damit wir nun alle unsern Weg gehen mit einer Treue, die keinen Bruch und kein Wanken kennt. Mag mit uns geschehen, was da will, den Weg zur Heimat droben lassen wir nicht! Und alle Morgen wollen wir uns mit dem Zeichen des Kreuzes aufmachen zu dieser Wallfahrt, die uns, wenn wir das Ziel erreicht haben, das gegeben wird, was wir hier nie mehr finden werden.

Möge Gott der Herr Bischof Maximilian vergelten, was er an uns getan hat, wir Ermländer aber wollen dankbar sein und treu. Amen!

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Über den Tag des Herrn

Daß auch für den Christen der Sonntag selten mehr wirklich als ganzer Tag die Feier des „Tages des Herrn“ darstellt, ist eine der zahllosen Verflachungen und Vergleichen unseres christlichen Lebens, gegen die wir heute anzugehen, aus denen zu erwachen wir uns bestreben. Wir haben bereits in Heft 10 des 1. Jahrganges der Herder-Korrespondenz, S. 470 ff, eine Untersuchung der Zeitschrift der liturgischen Bewegung in Frankreich, „La Maison-Dieu“, über den Festcharakter des Sonntags wiedergegeben. „La Vie spirituelle“, die von Dominikanern herausgegebene Zeitschrift für Ascese und Mystik, beschäftigt sich immer wieder mit diesem Thema. Sie bringt in ihrem August/September-Heft eine kleine Betrachtung

über das Wesen des Sonntags als heiligen Zeitabschnitts, der mit C. G. gezeichnet ist und aus dem wir einige Abschnitte übersetzen:

„Der heilige Tag: Der siebente Tag ist ein geheiligter Tag. Er gehört Gott, wie Ihm ein Ort, eine Sache gehören kann: die Kirche, der Kelch, der ihm geweiht wird; wie ihm das Leben des seinem Dienst und seiner Ehre „geweihten“ Mannes, der ihm „geweihten“ Frau gehören, die durch diese Hingabe „Religiösen“ geworden sind. Diese Zeit ist nicht mehr allen anderen gleich: wenn man sie wie die anderen behandelt durch den Gebrauch, den man von ihr macht, „profaniert“ man sie. Es verhält sich mit diesem Zeitabschnitt wie mit dem Brot, das man am Altar darbringt: es wird Gottes Eigentum.

Ein Tag zu Gottes Ehren: Das Wort Ruhe sagt fast alles, doch es ist vielstimmig, und man muß die Schätze, die es enthält, einzeln herausheben, um sie nicht zu übersehen oder zu entstellen. Der erste Zug dieser Ruhe, die der Anspruch des Schöpfers dem menschlichen Schaffen auferlegt, ist der, daß dieser Tag „zu Seiner Ehre“ gelebt werden soll, „zu Seinem Ruhm“, im Gegensatz zu den anderen Tagen, die wir infolge der harten Notwendigkeiten des menschlichen Lebens gezwungen sind zu leben, „um leben zu können“.

Ohne Gott als sein letztes Ziel aus den Augen zu verlieren, arbeitete der Mensch, um „seinen Lebensunterhalt zu verdienen“. Indem er die tägliche Arbeit unterbricht, beginnt er, „einzig zum Ruhme Gottes“ zu existieren. Er tritt für seine Person und gerade durch diese Ruhe in den Lebensstrom ein, in dem er sich mit jenen Existenzen vereint, die sich vollständig Gott hingeeben, seinem Ruhme geweiht haben. Die heilige Zeit erlebt der Mönch und der Laie nicht auf die gleiche Weise, aber die Forderungen des Sonntags stellen diese verschiedenen Berufungen für ein paar Stunden auf die gleiche Stufe.

Der Gottesdienst, der normalerweise zum Sonntag gehört und seinen Höhepunkt darstellt, muß diesen Zug des Dem-Herrn-geweiht-seins am vollkommensten zum Ausdruck bringen. Die Liturgie ist gratis. Sie ist nach menschlichem Maßstab Ausgabe, rein zum Verlust. Sie ist nicht in erster Linie für den Menschen gemacht, sondern für Gott. Sie hat etwas vom Spiel: sie ist wesentlich ohne Nutzen, wie jenes. Und wenn sie dem Menschen Nutzen bringt, so nur in dem Sinn, daß ihm nichts mehr zugute kommt, als wenn er sich in Gott vergißt. Ein Verlust an Gottesbewußtsein muß teilweise schon bei jenen Seelen festgestellt werden, denen selbst die sonntägliche Messe in erster Linie als Gewinn und Hilfe erscheint.

Tag ohne Arbeit: Eine tiefe und beinahe universale Kultur des Gottesbewußtseins müßte zugunsten eines recht gelebten Sonntags eingesetzt werden. Gott ist der souveräne Herr, dessen Ehre uns teurer sein müßte als alles. Doch er ist auch der Schöpfer, dessen väterliche Vorsehung stete und wurzelhafte Quelle all unsrer Güter ist: dessen, was im Laufe einer Woche aus unsern Händen hervorgegangen ist, dieser Hände selber, des Geistes, der sie lenkt, und der ganzen Aktivität, die diese Werkzeuge entfalten.

Wenn uns nichts gefehlt hat, so zuerst, weil Gott uns nicht gefehlt hat.

Nun gibt es nur eine Art, uns davon zu überzeugen, es uns selber zu bestätigen: nämlich zu sehen, daß uns nichts fehlen kann, selbst wenn alles uns fehlt außer Gott; einen Augenblick lang auf Gottes Geheiß die Mühle anzuhalten, die uns Brot gab, und festzustellen, daß das Brot uns nicht fehlt. Gott bestraft nicht sofort und sichtbar den Menschen, der „am Sonntag arbeitet“ — der Pfarrer von Ars, der weiter sah als wir, sagte jedoch, es gäbe kein sichereres Mittel, arm zu werden — doch dieser Mensch ruiniert sich, indem er sich der Gelegenheit zu hoffen, der Kraft, auf Gott zu vertrauen, beraubt, dieser Hilfsquelle, deren unser Leben nicht entraten kann, wenn nicht, um Wohlstand zu erwerben, so doch zum mindesten, um ehrenhaft, tapfer und pflichtgetreu zu sein. Einst erzog Gott sein Volk, indem er in seiner Hand den Anteil verderben ließ, der über das Nötige hinaus für den Tag des Sabbats vorbehalten war.

Niemand kann ermessen, wieviel Vertrauen und Hingabe an den Vater, der ja „weiß, daß wir das alles nötig haben“, ein Leben absolut braucht. Niemand kann sagen, in welchem beträchtlichem Verhältnis das Fehlen des Gottesbewußtseins gerade in der gegenwärtigen Zeit selbst die edelsten und klügsten Pläne fälscht, ihre Verwirklichung verhindert. Niemand kann die göttliche Weisheit hoch genug anschlagen, die in dieser Sonntagsruhe beschlossen ist, weil sie die Angst beschwichtigt, indem sie dazu zwingt, auf Gott zu vertrauen.

Der freie Tag: Die Arbeit ist keine Knechtschaft. Wenn sie es wird, dann durch die Ungeschicklichkeit oder Bosheit des Menschen und der Einrichtungen oder auch durch unglückliche Zufälle. In der Entfaltung der menschlichen Aktivität, die den Dingen entgegentritt, um sie den Zwecken der Vernunft zu unterwerfen, liegt eine Größe, die selbst dem Instinkt des Arbeiters nicht entgeht. Diese Aktivität befreit, an sich genommen, den Menschen, denn er ist ärger von der dunkeln Knechtschaft seines Fleisches als von der der Materie, selbst der widerspenstigen, bedroht.

Doch versucht die christliche Auffassung von der Arbeit nicht, entgegen aller Evidenz über alles das hinwegzutäuschen, was die Arbeit unter den gegenwärtigen Bedingungen erniedrigend und schmerzlich machen kann. Was der Arbeiter mit Recht verlangt, erkennt sie als unerläßlich an: dieser notwendige „Urlaub“ ist in ihr als eine Begegnung des geistigen Menschen mit seinem Gott geheiligt. Der Geist, den Gott ihm gegeben hat und der sich sechs Tage lang mit den starren Kräften der Materie einläßt, um sie mit Ordnung und Schönheit zu durchdringen, dieser Geist, der in einem langsamen Ringen seine körperlichen Werkzeuge benutzt, hat das Bedürfnis, jene Freiheit völlig wiederzugewinnen, die sein tiefstes Gesetz ist, sich einen Augenblick lang von den Dingen zu lösen, in denen er unterzugehen droht, um dann mit größerer Selbstsicherheit und mehr Liebe wieder zu ihnen zurückzukehren.

Diese sonntägliche Befreiung ist nicht nur die Überwindung einer Knechtschaft, nicht ein nur all zu flüchtig besiegtter Ekel. Sie stellt die Wiedergewinnung des Bewußtseins des Geistes von seiner letzten Unabhängigkeit dar.

Der Sonntag stellt diese auf die einzig sichere und reine Weise wieder her, nämlich durch die Vereinigung mit der höchsten Freiheit des göttlichen Geistes. Selbst die an sich geistigen, „freien“ Berufe müssen dieses Reinigungsbad des Umgangs mit Gott erfahren. Die Verwendung des Sonntags ist nicht so gleichgültig wie die meisten denken: die körperlichen Kräfte können aufgefrischt werden, ohne daß der Geist das geringste dabei gewinnt. Gewisse „Entspannungen“ fügen nur ihre Versklavung und Abnutzung noch zu der Versklavung und Abnutzung des Alltags hinzu. Der Geist wird durch sie nicht gelöst: der Mensch hat versäumt, im Kontakt mit Gott aufs neue zu lernen, daß er Geist ist.

Tag der Freude: Es liegt eine Entstellung und ein Widerspruch im Bild des düsteren, langweiligen Sonntags, der das sonntägliche London den Augen Taines als einen „riesigen, dezerten Friedhof“ erscheinen ließ. Vielleicht handelt es sich dabei nur um das Äußere, und Leben und Freude haben sich ins Heim zurückgezogen? Jedenfalls muß man diesen Widersinn mit allem Nachdruck unterstreichen. Der christliche Sonntag ist ein Tag der Freude: von Sonntag zu Sonntag, das ganze Kirchenjahr

hindurch, halbt das österliche Alleluja weiter. Die Freude des siebenten göttlichen Tages teilt sich dem Menschen an diesem siebenten Tage mit, den Gott zum Gesetz erhoben hat. Für die Kirche ist ein sonntägliches Fasten ein Widerspruch in sich.

Alle Aspekte des Sonntags, von denen wir geredet haben, rufen nach dieser Freude: die Ehre Gottes, die seine treuen Diener erfreuen muß — „wir sagen Dir Dank für Deine große Herrlichkeit“ —, die Hingabe an Gott, die der menschlichen Unruhe den beruhigenden Rückhalt an der väterlichen Güte bringt; diese Freiheit, die den Geist erst völlig sich selber gibt, den Geist, der geschaffen ist für die Freude des Erkennens und des Liebens. Wir müssen jedoch die sonntägliche Freude noch durch einen Zug charakterisieren, der ihr eigen ist, indem wir auf jene schon angeführte Stelle der Genesis hinweisen, wo die Freude des Schöpfers über sein gelungenes Werk hervorbricht.

Die Arbeit der sechs Tage ist der Beitrag des Geistes zur Vollendung des Werkes des GEISTES gewesen; er hat Ordnung und Schönheit in jene Welt eingeführt, deren Erschaffung eine erste Ausgießung von Gottes Weisheit und Schönheit war. Der Sonntag soll dem Menschen gestatten, sich dessen bewußt zu werden und sich in dem mit Gott vollbrachten Werk auszuruhen, sich in diesem Dienst, den er der Schöpfung geleistet hat, etwas näher bei Gott zu fühlen. Der Bauer, der nach der Sonntagsmesse einen Rundgang macht, um sein Feld, das er gepflügt, seinen Weinberg, den er beschnitten hat, zu betrachten, kennt die Freude, die Gott selber ihm bestimmt hat.

Es gibt übrigens noch ein anderes Werk, an dem sich der Mensch am Sonntag freuen soll, einen Dienst, an dem er einen herrlichen Anteil hat: „Dein Weib ist wie ein rebenreicher Weinstock in deinem Hause drinnen; deine Söhne sind wie Olbaumsprossen um deinen Tisch geschart“ (Ps. 127); es gibt keinen anderen Aspekt, unter dem der Sonntag den Schöpfer und den Menschen, den Vater im Himmel und seine irdischen Abgesandten enger und tiefer mit einander verbände: „Meine Kinder, meine Krone und meine Freude“ (Phil. 4, 1).

Schluß: Diese ganze Analyse hat sich mit voller Absicht auf einer abstrakten Ebene gehalten, wo Gott auf seine allgemeinsten Merkmale beschränkt geblieben ist. Man würde den Sonntag verstümmeln und fälschen, wenn man ihm seinen „christlichen“ Charakter nähme; wenn man nicht alle diese Wahrheiten in das volle Licht Christi rückte. Aber gerade um dieser Freude, Freiheit und Hoffnung, diesem Kult und dieser Heiligkeit, die für uns in der Vereinigung mit unserm Herrn Jesus Christus aufbrechen, besser zu dienen, haben wir die einzelnen dunklen Steine des Unterbaus sorgfältig zu rechtgerückt...

Moral ohne Gott

Die italienische Zeitschrift „Civiltà Cattolica“, die von Jesuiten herausgegeben wird, hat in ihrem Septemberheft einen Aufsatz von S. Tyszkiewicz SJ über die „Axiome der sowjetischen Moral“ gebracht. Wo in den westlichen Ländern eine „Moral ohne Gott“ existiert, ist sie in allmählicher Säkularisierung aus der christlichen Ethik hervorgegangen; sie glaubt, in gewissen Punkten höher zu stehen als die christliche Lehre, der menschlichen Natur besser zu entsprechen oder gewis-

sen Entstellungen zu entgehen, die das Sittengesetz im Christentum erfahren habe. Aber sie ist keineswegs auf einem vollständig anderen Grund aufgebaut als die christliche Moral: sie ist ein Produkt jenes abendländischen Humanismus, der bewußt oder unbewußt das Menschenbild fortführt, das das Christentum zuerst offenbart hat. In Sowjetrußland ist das anders. Hier mußte eine Lebensform in radikaler Ablehnung alles Christlichen geschaffen werden, also auch der christlichen Sittenlehre, Ablehnung jedoch nicht nur ihrer konkreten Form, sondern auch der Lehre vom Menschen, die in den westlichen Ländern gültig war, denn diese wurde als „bürgerlich“ gebrandmarkt. Der sowjetische Marxismus konnte jedoch nicht um die Tatsache herumkommen, daß der Mensch ein sittliches Wesen ist und daß seine sittlichen Kräfte gelenkt werden wollen, daß ohne dies kein Handeln möglich ist und auch der kommunistische Fortschritt nicht betrieben werden kann. Es galt also, moralische Normen aus dem kommunistischen Glauben an die materialistische Grundlage des menschlichen Lebens oder, wie es für den Kommunismus heißt, der Gesellschaft zu entwickeln. Der Aufsatz P. Tyszkiewicz bringt nun eine Anzahl ganz konkreter Angaben darüber, wie diese sowjetische Moral aussieht und einzig aussehen kann.

P. Tyszkiewicz spricht von „Axiomen“, nicht von einem System oder einer Doktrin der sowjetischen Moral, weil die russischen Theoretiker noch kein eigentliches System der Moral ausgearbeitet haben und vielleicht auch nicht ausarbeiten können. Sie verkünden vielmehr einzelne kategorische Sätze, die die Lebensführung jedes authentischen Mitglieds der Partei und jedes guten Bürgers leiten müssen. Nicht als ob sich die Führer des Bolschewismus für die moralische Frage nicht interessierten: sie sind zwar gegen die „bürgerliche“ Moral, aber keineswegs für Immoralität. Sie glauben daran, daß sie eine neue bessere Moral zu bringen haben. Die russischen Zeitungen z. B. sind voll von Ermahnungen zu den sowjetischen Tugenden, an deren erster Stelle die Tugend der „Treue“ steht: Treue gegenüber dem Staat, der Partei, insbesondere auch gegenüber der Arbeit. Ehrlichkeit, Ehrenhaftigkeit, Tapferkeit gelten viel. Drückebergerei, Diebstahl, Lüge gelten als schwere Schande. In einem Artikel der „Prawda“ über die Aufgaben der sowjetischen Literatur heißt es z. B., daß die „Arbeiter der ideologischen Front“ dem Volk mit „größter Ehrenhaftigkeit“ dienen, die Jugend zur „Tapferkeit“ anspornen, einen „Geist erhabener Sittlichkeit“ zeigen, die „hohen moralischen Grundsätze des Sowjetmenschen“ stützen, die Selbstverleugnung ermutigen müssen; die sowjetischen Schriftsteller haben das Recht und die Pflicht, „den andern die neue, allgemein menschliche Moral“ beizubringen (Prawda, 22. Sept. 1946). In einem anderen Leitartikel der Prawda heißt es, die Jugend müsse im Einklang mit der „Moral der sozialistischen Gesellschaft“ erzogen werden, nämlich zu Mut, Opferbereitschaft, Unerschrockenheit und zum Glauben an die „gemeinsame Sache“ (Prawda, 25. Sept. 1946). Die Erzieher sollen in ihren Schülern Pflichtgefühl, Ehrfurcht vor älteren Personen, Höflichkeit wecken (Prawda, 2. Sept. 1946).

Moralisch ist das, was der Zerstörung der alten Gesellschaft der Ausbeuter und der Vereinigung aller Arbeiter im Proletariat, was der neuen kommunistischen Gesell-